

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 12 (1960)

Artikel: Der Rheinfall durch die Jahrhunderte in Wort und Bild
Autor: Brunner-Hauser, Sylva
Kapitel: Der Rheinfall in schriftlicher Überlieferung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rheinfall in schriftlicher Überlieferung

Die erste schriftliche Erwähnung des Rheinfalles findet sich in einer religiösen Chronik des 12. Jahrhunderts: Es ist die Legende vom Hl. Ulrich, der zusammen mit Bischof Konrad von Konstanz zwei Vögel über dem Wasserfall beobachtet. In den Vögeln sieht der Heilige sündige Menschenseelen, die im weissen Schaum des Falles ihre Reinigung durchmachen. Diese Legende, so anmutig sie auch ist, hat mit dem Rheinfall als solchem kaum etwas zu tun: sein Schaum bildet nur den mystischen Hintergrund zu einem religiösen Geschehen.

Die weltliche Chronik ist in erster Linie eine Aufzeichnung ritterlicher Taten. Später, mit dem Emporkommen des Bürgertums, erwacht das Interesse an bürgerlichem Besitz, an Städten und Ortschaften. Allmählich bekommt auch Bedeutung, was zwischen den Ortschaften ist. Die Wege werden besser; es wird leichter, von einem Ort zum andern zu gelangen: man fängt langsam an, das Unterwegssein interessant zu finden.

Um diese Zeit, da der Chronist es erstmals wagt, vor den Toren der Stadt etwas Umschau zu halten, da wird auch der Rheinfall zum ersten Mal erwähnt — vorerst aber nur als Merkwürdigkeit bei einer Stadt, lediglich um der Stadt willen wichtig.

Nicht jeder Chronist kann reisen und sich alle Orte, die er beschreibt, selbst ansehen. Oft kopiert er also einfach — wörtlich oder in Variationen — was andere vor ihm gesagt haben. Dieser Technik zufolge ist alles, was von den Schreibern des 16. Jahrhunderts über den Rheinfall gesagt wird, sehr gleichförmig: Alle berichten in erster Linie über die Stadt Schaffhausen. Sie erklären, die Stadt sei entstanden, weil «da die Schiffe verladen werden müssen wegen des Falls oder Bruchs des Rheins». Stadt und Fall stehen also in einem unmittelbaren Kausalverhältnis — der Fall ist ausschliesslich und nur als Hindernis der Schiffahrt¹ wichtig. Dies wird in ähnlichen Wendungen immer wieder betont.

¹ Bis ins 15. Jahrhundert waren Waren von Schaffhausen aus ganz selbstverständlich auf dem Landwege weitertransportiert worden. Erst von da ab, als die Stadt Schaffhausen den Salzhof und seine Rechte an sich gebracht hatte, entstand die Schiffahrt auch auf dem «niederen Wasser», d.h. vom Rheinfall weiter bis Eglisau. Durch diese Rheinfahrt auf dem niederen Wasser wurde der Rheinfall ganz von selbst zum wichtigen Umladeplatz. Sie ward mächtig gefördert, als Amerika entdeckt worden war und damit eine ungeheure Holzflösserei (zu Schiffsbauzwecken) vom Bodensee nach Holland einsetzte. So bedeutend war diese, dass bereits 1609 eine Gesellschaft belgischer Handelsleute sich erbot, den Rheinfall zu sprengen! Später, mit der Verbesserung der Strassen, wird es praktischer, die Waren wieder auf dem Landwege zu befördern. Und als gar die Eisenbahnen gebaut werden, sind Flösserei und Schiffahrt um den Rheinfall herum völlig aufgehoben. (Vgl. Freuler.)

So heisst es bei

Stumpf (1546): «...da mag kein Schiff hinauf kommen auch keines hinab, man wöllte es denn verschätzen, daher Schiffhausen obgeschrieben entstanden ist...»

Münster (1548): «...da mag kein Schiff hinauf noch hinab kommen, daher denn obgemelt Schiffhausen entstanden ist...»

Simler (1576) variiert leicht: «... da kein Schiff gar nit faren mag, desshalb muoss man zu Schaffhausen alle Schiff ausladen...»

So unmittelbar gehört der Fall zur Stadt, dass es vor allem wichtig ist, die genaue Entfernung zwischen beiden anzugeben. Als Entfernung gibt

Glareanus (1519) 3000 Schritt

Münster (1548) $\frac{1}{4}$ Meil

Simler (1576) einige 1000 Schritt

Merian (1642) 3000 Schritt — $\frac{1}{4}$ schweizer Meil — $\frac{1}{2}$ Stund.

Nach Merian werden die Angaben immer vager: Herbinus (1678) sagt noch «1 kleine $\frac{1}{2}$ Meile», Scheuchzer (1717) bloss noch «ohnweit». Die Verbindung Stadt/Fall ist nicht mehr so sehr wichtig; die Nabelschnur ist gleichsam durchgeschnitten. Langsam wird der Fall um seiner selbst willen bedeutsam. Wie weit er von der Stadt entfernt ist, wie eng er einst mit ihr verbunden war — das ist völlig nebensächlich geworden.

Doch zurück zum Chronisten: Am Falle selbst ist ihm vor allem das objektiv Fassliche, das Messbare interessant. Sehr wichtig ist die Höhe. Es ist auf den ersten Blick erstaunlich, dass die Höhenangaben, wenn man sie vergleicht mit zeitgenössischen Bildern, die den Fall fast alle überhöht wiedergeben (s. S. 24), der Wirklichkeit ganz nahe kommen. Aber für den, der sich an einen gerade dahinfliessenden Strom gewöhnt ist, wirkt eben ein Absturz von nur ein paar Metern schon als etwas Ausserordentliches. Wie hoch diese paar Meter empfunden werden, wird klar gemacht durch beigegebene Attribute, wie «greuliche Tiefe», «entsetzliche Steile», «schwindelnde Höhe» u.a.m.

Aber lässt sich auch das Hindernis der Schiffahrt in nüchternen Worten, lässt sich etwas wie die Höhe in Zahlen wiedergeben — dem Ereignis des Falles selbst, wie sich ein ganzer Fluss aus einem höhern Bett in ein niedrigeres stürzt, ist nicht so leicht beizukommen. Die Chronisten haben Mühe, dafür einen Ausdruck zu finden. Das Wasser «scheusst», «stürzt», «fällt herab zwischen Stein-felsen», «wird durch Felsen eingespannt»... Fast einmütig wird festgestellt, dass es sich beim Fallen in weissen Rauch und Nebel verwandle. Sehr gelegentlich (Rüeger, Herbinus, Scheuchzer) wird erwähnt, dass, wenn die Sonne in diesen Nebel scheine, es Farben gebe, «wie man sie an den Regenbogen siehet».

Vage und gleichförmig ist auch die Wiedergabe des akustischen Eindrückes: «grüßlich brüelet», «grausam Getön», «schröckliches Geräusch» — damit ist die Skala bereits erschöpft.

Noch unbeholfener ist der Chronist, wo es sich um den seelischen Eindruck handelt. Ueberall heisst es nur: «...ein grausam wunderbar Ding», «wunderbarlich zu sehen», «ein Naturwunder, wie sonst in Europa nicht...»

Das Incommensurable wird mit dem Begriff des «Wunderbaren» gedeckt.

Was wunderbar, d. h. logisch nicht erfassbar ist, erweckt aber eine Ahnung von etwas Höherem. Der religiöse Mensch jener Zeit fasst diese Ahnung religös. (Siehe Herbinius: «o domine dominatur...») Für andere wird das Wunderbare des Falles dadurch unterstrichen, dass sie Fabelwesen mit ihm in Verbindung setzen: Rüeger und Münster erwähnen, dass nicht einmal das Meertier Ros Marus mit seinen langen, krummen Zähnen den Fall ersteigen könnte. Wieder andere (Glareanus) vergleichen den Rheinfall mit Scylla und Carybdis, oder dann erinnert er an die Katarakte des Nil. Doch Scylla und Carybdis sind bekannt aus der griechischen Sage; der Nil fliesst durch das Land, das eines der Weltwunder des Altertums beherbergt — unmittelbarer Vergleich mit dem, was dem Reich der Sage und des Wunderbaren angehört, erhöht nur das Wundersame und Einmalige des Rheinfalles selbst.

Im 17. Jahrhundert liegen spärliche Berichte vor über den Rheinfall: Deutschland steht unter dem Zeichen des 30jährigen Krieges — Reisen werden folglich in diesen Teil Europas nur selten unternommen. Was im 16. Jahrhundert geschrieben worden ist, bleibt massgebend: Wichtig sind bei einem Landschaftsphänomen nach wie vor objektiv feststellbare Tatsachen, i. a. W. das, was für das wissenschaftliche Denken der Zeit erfassbar ist. Eindrücke, die sich diesem Denken entziehen, werden nur schüchtern berührt — sie flössen Bewunderung ein, Furcht, die Ahnung von etwas Höherem. Sie gehören zu dem Wunderbaren dieser Erde, das nicht rational erklärt werden kann.

Im 18. Jahrhundert wird das langsam anders: das wissenschaftliche Denken macht nicht mehr unbedingt halt vor der Welt des Wunderbaren.

Scheuchzer (1672–1733) macht es sich zur Lebensaufgabe, in seiner Naturgeschichte die Wunder des Schweizerlandes zu erforschen und wissenschaftlich zu erklären. Zu diesem Zweck schreibt er 1699 seinen «Einladungsbrief zur Erforschung natürlicher Wunderen so sich im Schweizerland befinden... mit 186 Fragen an die Leser». Zu diesen «Wunderen» gehören auch die Wasserfälle. Sehr ernsthaft werden folgende Fragen gestellt:

«In was vor Höhe die Wasser sich von den Felsen oder Bergen herabstürzen oder wie hoch seien die Wasserfähl?»

«Wie weit man derselben Gerüsch höre?»

«Ob dergleichen Wasser in ihrem Fahl resolviert werden in Dünste und ob dieselben einen Geruch von sich geben?»

«Ob von derselben Fahl entstehet Wind? Ob und wann dabei gesehen werde ein Regenbogen?»

So tritt also die wissenschaftliche Forschung um die Jahrhundertwende an das Problem eines Wasserfalles heran.

Scheuchzer ist sich aber wohl bewusst, dass er mit diesen Fragen der Lösung des Problems nicht näher gekommen ist. Er tastet weiter, das Geheimnis des Wassers zu ergründen. In der 2. Bergreise (1703) steht folgende Anmerkung:

«Die seltsame Wirkung des Wassers, welches auch die härtesten Felsen durchfrisst, kann man insonderheit bei dem Lauffen ohnweit Schaffhausen gar deutlich sehen. Denn da stehen grosse Felsen mitten in dem Rhein, welche unten, wo sie das Wasser berühret, sehr starck ausgefressen sind. Es ist würcklich einer davon allbereit heruntergefallen... Man kann hieraus ersehen, dass die kleinsten Theile des Wassers sehr hart sind...»

Wasser oder Wasserfall wissenschaftlich näher zu ergründen, gelingt Scheuchzer nicht. Wo aber das Denken keine rationale Antwort mehr findet, sieht auch er die Hände Gottes am Werk. So heisst es im Vorwort zur «Hydrographia» (1717):

«Es ist das Wasser dem Menschen... ganz gefölig... Die Oberherrschaft aber über dieses sein edles Geschöpf behaltet sich der Schöpfer selbs vor... Wer hat jetzt diesem Element gegeben die Gestaltsame seiner kleinsten Theilen, welche auch den scharfsichtigsten heutigen Naturlehrern annoch verborgen ligt, deroselben Zusammenhang und beständige innerliche Bewegung? Frage Mosen, der wird es dir sagen: Gott sprach: es samle sich das Wasser unter dem Himmel... und es geschahe also.»

Nicht nur die Wissenschaft sucht neue Wege, den Geheimnissen der Natur näher zu kommen — auch sonst wird Natur und Landschaft nach und nach unter neuen Gesichtspunkten gesehen. Man begreift langsam, dass die frühere Art des Sehens und der Darstellung erschöpft und nicht ganz genügend ist — es lässt sich mit ihr wenig mehr sagen. Die Methode der genauen Formulierung von objektiv Tatsächlichem lockert sich also. Sehr hübsch zeigt sich das z.B. bei der Benennung des Wasserfalles: Münster etwa, oder Stumpf, hiessen ihn noch sehr genau «Wasserbruch oder Fal, Cataractae (Rheni) genannt, zu Deutsch Lauffen». In «Schweizerland» (1733) heisst er bereits «Wunderfall in dem Louffen». Herrliberger (1754) nennt ihn gar «Rheinfall bey Lauffen». Die ursprüngliche Bedeutung von «Laufen» ist verblasst, und damit hatte sich der Name vom Wasser auf das danebenliegende Schloss verschoben.

Auch sonst wird es immer weniger wichtig, über den Rheinfall nüchtern und genau etwas auszusagen; er wird auch nicht mehr als Merkwürdigkeit oder

Wunder schlechthin, mit stets denselben allgemein gehaltenen Ausdrücken beschrieben. Man fängt an, sich den Fall wirklich anzusehen, unbefangen und unbeeinflusst von früheren Aufzeichnungen. An Stelle des messenden Auges tritt langsam das anschauende Auge — die früher nur unbekommen berührten ästhetischen — und von da weiter die seelischen Eindrücke werden immer wesentlicher.

Keyssler (1740) dürfte einer der ersten sein, der auf Grund wirklichen «Anschauens» erwähnt, dass der Fall dreigeteilt sei durch Felsen, auf denen Fichten und grüne Bäume wachsen. Er bemerkt, dass der Sturz sehr steil sei, am heftigsten auf der Zürcher Seite. Er redet von dem grünen Grund des Falles und seinen schneeweissen Strudeln.

Herrliberger (1754) gehört eigentlich noch zu den Chronisten oder Topographen. In ähnlichem Ton, wie ein Merian, berichtet er, dass der «Rhine über und zwischen Felsen und Schroffen herunter einen über 70 Ellen hohen Fall mache», mit so grossem Getöse, dass das nebenliegende Schloss beständig erschüttere. Er ist einer der letzten, die diesen Wasserfall «ungeheuer», «eines der grössten Naturwunderen» nennt, «dergleichen in ganz Europa nirgends zu sehen».

Bereits 8 Jahre später schreibt Andreae seine berühmten Briefe aus der Schweiz. Er ist vor allem naturwissenschaftlich interessiert, doch beim Anblick des Rheinfalles lässt ihn die Begeisterung seine wissenschaftlichen Interessen vergessen. Er «verzweifelt ganz und gar daran, genug starke Worte zu finden», ihn zu beschreiben. Er sieht den Fall als eine schroffe Wand, ca. 40 Fuss hoch, die aber einst höher gewesen sein müsse. Die feste Wand ist betürmt von sonderbaren Felsen... Dann der farbige Eindruck: grüne Wasserbächlein schlängeln sich zwischen fast in lauter Schaum aufgelöstem Wasser; dieses wird wieder in die Höhe geworfen, sprudelt, stäubt... Das, wofür die Früheren keine Worte gefunden hatten, die ästhetische Wirkung eines solchen Naturwunders — darin vertieft Andreae sich. Die Zeit des cliché-artigen «es ist ein grausam Ding zu sehen», «wunderbarlich zu sehen» ist vorüber. Bereits Keyssler spricht, einer neuen Mode folgend, von einer «angenehmen Augenweide», die man mit «Bewunderung und Entsetzen» betrachte. Auch Andreae übernimmt diese Ausdrücke. Aber er begnügt sich nicht mehr damit, sie allgemein anzuwenden: Er geht um den Rheinfall herum und beschaut ihn in einer Serie von «Szenen», deren jede er mit einem andern Attribut belegt. Je nach dem Standpunkt des Beobachters nehmen «Erstaunen und Entsetzen die Stelle der Bewunderung ein», ist die Szene «fürchterlich schön» oder «fürchterlich grässlich». Hand in Hand mit seinen eigenen zählt er dann Gesichtspunkte auf, aus denen gewisse Maler den Rheinfall abzubilden versucht hätten. (Vgl. unten, S. 17.)

Das Betrachten des Falles von verschiedenen Seiten, um festzustellen, von wo er als Bild am grossartigsten wirke, wird Regel und Mode. Diese Mode,

Landschaft wie ein Bild zu sehen und zu bewerten, kommt von den Engländern. Die Engländer waren die ersten, bei denen das Reisen zur Erziehung gehörte. Die «Grand Tour» führte immer nach Italien. Was die Engländer dort beim Betrachten der Bilder in den Gallerien lernten, wurde massgebend für sie beim Betrachten der Natur. «Landschaft ist schön, wo sie an ein Bild erinnert» (Alison, 1790). Sie wird auch mit denselben Attributen beschrieben, wie ein Bild, wirkt also entweder «schön», «lieblich», «angenehm», oder «erhaben», «düster», «grossartig» etc., etc. (Burke, 1756). Die Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts ist mit solchen Adjektiven geradezu übersättigt. Neu ist um diese Zeit das Gefallen am Ruinösen (s. unten, S. 28).

Es wird sehr viel publiziert in England über die Frage, was eigentlich «malerisch» (picturesque) sei in der Natur. Viele dieser Schriften werden übersetzt und in ganz Europa gelesen. Durch sie lernt der Reisende, wie eine Landschaft ästhetisch zu bewerten ist. Kaum ist also die Landschaftsschau von Sprache und Cliché des Topographen und Chronisten befreit worden, wird sie bereits wieder schematisiert.

Der Rheinfall ist interessant, weil sich die ganze Skala der oben genannten Attribute auf ihn anwenden lässt², weil sich in seiner Farbenkomposition Elemente von Werken grosser Meister finden³, kurz, weil es eben so leicht und erfreulich ist, ihn als Bild zu geniessen.

Diesem Bedürfnis, den Rheinfall als Bild zu sehen, kommt ein kleines Sommerhaus entgegen unterhalb des Schlosses Laufen. Aus seinem Fenster sieht Mariana Starke den Fall «wie ein Bildchen durch einen Rahmen». Berühmt unter den Reisenden ist die «Camera Obscura» auf Schloss Laufen und im Schlösschen Wörth: «Es ist so hübsch, den weissen Fall aus einem schwarzen Rahmen heraus sich bewegen zu sehen» (Anonymous, London, 1835).

Aber der Fall wird nicht nur als Bild aus der Ferne betrachtet. Man geht näher, versenkt sich in Einzelheiten, und dabei wird allerhand Neues entdeckt: Man bemerkt – wie schon oben gezeigt – dass das Wasser an verschiedenen Stellen ungleiche Dichte, nicht dieselben Farben hat, und dass solches durch die Unebenheiten des Untergrundes verursacht wird. Folglich kann dieser nicht eine gerade Felswand sein, wie das «so oft behauptet wird» (vgl. Cox, S. 18). Erst nachdem also der Sinn wach wird für das Bewegte der Oberfläche, werden von da aus Schlüsse gezogen auf die Beschaffenheit des Untergrundes.

² Dies geschieht oft ziemlich willkürlich: ein gewisser John Beval (1726) weiß nicht, ob er dem Fall von Terni oder dem Rheinfall den Vorzug geben soll. Er wird beiden schliesslich gerecht, indem er herausfindet, dass der erstere mehr «Erstaunen», der Rheinfall aber mehr «Entzücken» hervorrufe beim Beschauer!

³ Siehe die Reaktion dazu bei John Ruskin, S. 20; Heinse, S. 21.

Sehr anschaulich wird das von Küttner (1777) geschildert. Er steht verloren in den Anblick des Wassers; dabei wird ihm, entgegen seiner Erwartung, deutlich, dass dieses nicht senkrecht fällt:

«Es hat die Schärfe des Randes, von dem der Fluss fällt (wenn anders je eine solche Schärfe existiert hat) durch die Heftigkeit des Schusses und durch die Länge der Zeit abgestumpft werden müssen, so dass jetzt die Bogenlinie gar sehr von der Senkrechten abweicht und dass das Wasser mehr herabgleitet als fällt. Dies ist die Ursache, warum viele, die mit dem Begriff, den man sich gewöhnlich von dem Worte Fall macht, hieher kommen, ihre Erwartung getäuscht finden. Es ging mir selbst so; die Grösse des Gegenstandes überfiel mich nicht im ersten Augenblick, wie ich es erwartete: aber so wie ich daran stand und ihn anstaunte, drang allmählich die ganze Grösse in mich...»

Wie die meisten seiner Zeit, die den Fall rein ästhetisch, als Bild betrachten, übt Küttner Kritik an der Menge der gemalten und gezeichneten Rheinfallbilder. Er rügt, dass fast alle lediglich die Vorderansicht des Falles gäben, dass das viele Weiss die Harmonie störe, und dass überhaupt wenige Maler mit dem Wasser fertig würden. Vor allem bemängelt er «das Fehlen der Landschaft, die doch so schön wäre».

1782 folgen Meiners' Briefe über die Schweiz. Er sagt in ähnlichen Wendungen ähnliches: Nicht nur ist der Maler für einen Gegenstand wie den Rheinfall völlig ungenügend, sondern er verstümmelt ihn geradezu. Auch Meiners sucht nach dem besten Blickpunkt, den er beim Schlösschen Wörth findet. Auch er sieht das Wasser eine unebene Felswand herunterkommen. Käme es gerade, durch die freie Luft, «so würde der Rheinfall ... alles Grosse verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzo in ein so hohes Erstaunen versetzt». Neben dem Bildhaften betont er das Bewegte, die Kraft und Geschwindigkeit, als das Wesentlichste des Falles und unterscheidet sich darin von der oberflächlich-ästhetischen Schau der meisten Zeitgenossen.

Es ist sonst um diese Zeit immer ungefähr dasselbe, was über den Rheinfall gesagt wird: man beschreibt ihn als Bild und spielt mit einer ästhetischen Nomenklatur. So sehr ist es immer dasselbe, dass der Blick sich in Kleinigkeiten verliert, ja dass die Beschauer sich in ihren Berichten wegen Kleinigkeiten angreifen. So greift z.B. Ploucquet Meiners an; Ploucquet selbst wird wieder angegriffen im Helvetischen Kalender vom Jahre 1788. Und was ist die Streitfrage? Ob wirklich einer der Rheinfallfelsen durchlöchert, oder ob dies bloss eine optische Täuschung sei! Mit Diskussionen dieser Art deckt man die Blöße zu, dass man eben nichts Neues mehr zu sagen hat. Längst Gesagtes wird in neuen Wendungen immer wiederholt; Spitzfindigkeiten werden aufgetischt: Während gewisse Reisende das Wasser wie ein Tuch herabfallen

lassen (Martyn, 1786), was an die Holzschnitt-Technik einer früheren Zeit erinnert (S. 25), vergleichen spätere, die die Alpen kennen, den Fall mit einem zersplitterten Gletscher, («*Slight Reminiscences...*» 1835). Man nimmt einen besonderen Fischgeruch wahr am Rheinfall, oder gar den Geruch von zerriebenen Kieseln (vgl. meine Broschüre, Hauser).

Und wo man an Tatsächlichkeiten, und seien sie noch so gesucht, nichts mehr hinzuzufügen weiss, werden Töne der Empfindsamkeit angeschlagen. Man wird «von dem Anblick fast erdrückt», steht «bebend... ergriffen... keiner Worte, kaum eines Gedankens fähig...». Als es im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert Mode wird, bei allen Gelegenheiten rührselige Tränen zu vergießen, wird der Rheinfall geradezu zum Gradmesser der Empfindsamkeit (vgl. S. 19, Graf Stolberg).

Jedes Extrem ist aber begleitet von seiner Reaktion: J. H. Campe z.B., der Hauslehrer der Humboldtsöhne, ist aller Schwärzmerei abhold (s. S. 19). Dies ist aber nicht der einzige und eigentliche Grund dafür, dass ihm der Rheinfall einen so wenig tiefen Eindruck macht: Er hat, wie er eingangs sagt, die Alpen gesehen und darüber jedes Gefühl für eine kleinere Naturschönheit, und mag sie noch so reizvoll sein, verloren.

Er hat die Alpen gesehen — mit ihm und nach ihm sehen sehr viele die Alpen. Nachdem man sie jahrhundertelang gemieden hatte, werden nun, da die Reisemöglichkeiten bessere werden, die Berge immer mehr zum Reiseziel. Die Alpenreisenden bringen neue Maßstäbe für das, was schön und merkwürdig ist in der Natur, an den Rheinfall — und an diesen neuen Maßstäben gemessen, versagt er. War schon Küttner zuerst ob der «sanften Neigung» enttäuscht und wurde ihm erst, nachdem er lange stand und sich in den Fall hineinschaute, dessen Größe klar, so nehmen sich spätere Besucher nicht mehr die Mühe, «lange zu stehen» — sondern sie sind einfach enttäuscht. «Wir hatten zuviel erwartet und waren demgemäß enttäuscht... Der Fall war nicht so schroff und steil, wie man uns gesagt hatte...» (Anonymous, 1815). Marianne Colston schreibt 1822: «Der Anblick ist zwar überraschend. Doch wenn ich ehrlich sein will, so bin ich enttäuscht, weil er nicht sehr hoch ist...»

Die Schar der «Enttäuschten» wächst zusehends, je weiter mittels der Verkehrserleichterungen das Reiseprogramm gespannt werden kann. «Kaum eines Besuches wert» wird der Rheinfall erachtet, nachdem die Konkurrenz der größeren Wasserfälle eingesetzt hat: «Die Gegend des Rheinfalls ist ja gewiss romantisch, aber der Fall von Narva ist doch viel bedeutender.» («Letters from the Continent», London 1812.)

Die Industrie, die früh schon am Rheinfall aufblüht, hilft mit, den Eindruck zu verderben. Fenimore Cooper schreibt anlässlich seiner 2. Schweizerreise im Jahre 1836:

«Wir kamen durch eine schmutzige Strasse, zwischen Schmiden und Mühlen hindurch zum Fall. Welch ein Zugang zu einem Katarakt! Wenn ich daran denke, dass der Niagara ähnlich verschönert werden könnte, schaudert mich! Glücklicherweise kommt des Menschen Macht seinen Wünschen nie gleich; so wird eine Mühle an der Seite eines Weltwunders, wie es der Niagara ist, immer nur eine Mühle sein. Der kleine Rheinfall dagegen wird fast erdrückt durch den Geist der Industrie. Er gefiel mir diesmal noch weniger, als früher...» (vgl. meine Broschüre, Hauser).

Von welchen Voraussetzungen man auch ausgeht — die Hoch-Zeit der Rheinfall-Bewunderung ist vorbei. Die Kritik hat eingesetzt, vergleichend und vernichtend.

Einer aber hat, obwohl er weiter reiste, als die meisten seiner Zeit, sein Auge so treu bewahrt, dass er jedes Naturphänomen um seiner selbst willen sieht und wertet, sich keinen Eindruck durch Vergleiche schmälern lässt. Dieser eine ist Goethe.

Anlässlich Goethes erster und zweiter Schweizerreise wird der Rheinfall nicht erwähnt. Ganz anders ist der Niederschlag des Eindrückes bei der dritten Schweizerreise, 1797. Der Naturwissenschaftler und Dichter legt, genau beobachtend, im Tagebuch das Gesehene nieder: Die Kalkfelsen sind ihm interessant, das lichte Wasserspiel... Auch Goethe sieht den Fall bildhaft, von verschiedenen Seiten, in verschiedenen Beleuchtungen: «Ueber dem Sturz die schöne Felswand... rechts das Schloss Laufen. Ich stand so, dass das Schlösschen Wörth und der Damm, der von ihm augeht, den linken Vordergrund machten.» Aber er weiss, dass das Wesentliche und Ueberzeitliche des Rheinfalles nicht in seinem bildhaften Aspekt beschränkt ist. Was der Grundakkord des ganzen Eindrückes ist, als Leitmotiv immer wieder durchklingt, das ist die Dynamik der ewigen Bewegung des Wassers. «Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft» (vgl. auch Bohnenblust).

Andere, wie z.B. Meiners und besonders Heinse (s. S. 21) hatten als das Wesentliche diese bewegte Kraft zwar gehaft, aber jetzt wird sie zum leitenden Prinzip, dem sich alle weiten Eindrücke ein- und unterordnen. Das spricht Goethe ganz klar aus, wenn er sagt, abgesehen von dieser Kraft sei der Rheinfall «eine grosse, herrliche, aber fassliche, in allen Teilen interessante, aber begreifliche Naturszene».

Grossen Persönlichkeiten, denen die Gnade des Schauens ward, ist der Rheinfall immer wieder zum Symbol geworden: Johannes von Müller (S. 22) sieht seine Felsen als Symbole einer geschichtlichen Idee; jetzt, bei Goethe, wird der Rheinfall in der Dynamik seiner ewigen Bewegung eigentlichstes Symbol des Lebens (S. 23).

Doch die grosse Masse der Touristen hat für solches kein Verständnis.

Wohl pilgert der durchschnittliche Reisende bis weit ins 19. Jahrhundert

hinein noch immer an den Rheinfall. Er kommt mit Coxens und Meiners' Briefen und versucht gewissenhaft, schön zu finden, was diese und andere vor ihm schön gefunden haben. Etwas Neues, Eigenes hat er nicht beizufügen.

Diese Rheinfall-Betrachter des 19. Jahrhunderts sind nurmehr Epigonen derer, denen der Fall ein wirkliches Erlebnis bedeutet hatte. Vorerst, nach Aufhebung der Kontinentalsperre (1814) kommen sie zwar — besonders die Engländer — in solchen Scharen, dass 1840 auf der Höhe, dem Fall gegenüber, das Hotel «Schweizerhof» eröffnet wird, dass Schaffhausen im Sommer den Eindruck eines Fremdenortes macht.

Doch die vergleichende und zersetzende Kritik, die in dem Moment ihren Anfang genommen hatte, als die Alpen entdeckt wurden, lichtet die Reihen der Bewunderer. Die neu erbauten Eisenbahnen tun das ihrige dazu, das Publikum geschwinder frisch entdeckten landschaftlichen Abwechslungen zuzuführen. Der Prozess ist nicht aufzuhalten: mehr und mehr sind alle Reisenden nach den Alpen orientiert; der Rheinfall interessiert weniger und weniger. Kurz nach der Wende des 20. Jahrhunderts muss der «Schweizerhof» bereits wieder geschlossen werden. Schaffhausen, wenn man es überhaupt berührt, wird nur kurz besucht; zur Hauptsache ist es nurmehr Durchgangsstation nach den Alpen geworden.

Heute, an einem schönen Sommernachmittag, wimmelt es zwar von Besuchern am Rheinfall. Aber es sind Leute, die «schnell» im Auto kommen und «schnell» wieder weiterfahren. Vielleicht lassen sich einige im Schiffchen auf die Zürcher Seite oder zum Felsen übersetzen, freuen sich am Sprühen des Wassers und an den Farben und unterhalten sich darüber, von wo der Fall am schönsten sei — ganz ähnlich, wie ihre Vorgänger das vor Zeiten schon getan hatten. Dann aber fährt man in Eile weiter, andern Genüssen entgegen.

Zu stehen und den Fall auf sich einwirken zu lassen — dazu finden heute nur sehr wenige Menschen mehr die Zeit. Und weil sie die Zeit nicht finden, sondern in Eile und Hast kommen und gehen, wird ihnen nur ein oberflächlich-bildhafter Eindruck zuteil. Dieser bildhafte Eindruck lässt sich in Form und Farben genau registrieren, analysieren und erschöpfen — und was erschöpft ist, ist im Grunde nicht mehr interessant. Stets neu bleibt der Rheinfall nur für den Beschauer, der neben dem Bildhaften seine ewige Lebendigkeit spürt. Und diese offenbart sich allein dem, der nicht an ihm vorbereilt, sondern sich die Musse nimmt, zu verweilen und sich in ihn hineinzusehen. Nur dann ist das Immerwährende der mächtigen Kraft und Bewegung spürbar, das sich stetig gleichbleibt und doch stetig neu ist — wie immer auch die ästhetische Beurteilung des sinnlichen Eindrückes sich ändern mag.

«...so wie ich daran stand und ihn anstaunte, drang allmählich die ganze Grösse in mich.»

Texte

J. J. Rüeger, «Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen». Herausgegeben vom Hist. Antiquar. Verein des Kantons Schaffhausen. Präsident: Bächtold, Pfarrer. Schaffhausen 1884. Erstmals gedruckt 1548.

Das ander Buch, cap. II.

Der ander Loufen... ist der recht gross Loufen und fal des Rhins, von dem man als von einem wunderwerk so vil in allen landen sagt, dem auch so vil lüt von feeren landen zuloufend, inne zubesichtigen. Dann der Rhin an disem ort einen grusamen, schützlichen, wunderbaren hohen fal hat; do mag kein schiff herab kommen, anderst dann es zerfiel in tusend stuck. Es mögend auch keine fisch im wasser die höhe dises velsens erstigen, wann si schon so lang krum zän hettend, wie das meertier Rosmarus oder Mors genant, sagt Münsterus. Der Rhin, nachdem er von der oberen loufen an widerum ein wenig in sinen alten stillen und zamen louf kommen, und das bis in die tusend schrit wit, facht er widerum an durch etliche schrofen und velsen ruschen biss zu end derselbigen; alsdann hebt er an über dieselbigen staffelechtigen ruhen velsen in die acht oder nün klapfer tief hinabfallen mit semlichem gwalt und gehem fal, semlichem grusamem dosen, strudlen und anbütschen an die velsen, so ufrecht darin stand (etliche hat der gehe und stäte fal des Rhins dermassen underfressen, dass wie stark und hert si ioch gstanden, si dannocht dem linden wasser wichen müessen und in die tiefe hinunter sind gfelt worden...) dass der ganz schwer und gross last des Rhins zu einem ganz wissen schum würt; der stübt und tringt dann übersich, glich wie ein grosser wißer rouch oder nebel; und wann die sonn in semlichen rouch oder nebel schint, gibt er farben, wie man si an den regenbogen sicht. Es würt auch das grusam getöss dises ungestümen wassers oder schums sines schnellen und gehen fals halb so gross, dass wan schon zwen oder mer an dem land oder gstad darbi stand und mit einanderen redend, si doch einanderen nit verston oder hören mögend, si redind dann gar lut; daruss auch das ervolget, dass man semlichs getöss gar wit und etlich stund wegs hören mag...

Sobald nun der Rhin von sollichem ungestümen fal fortflüsst, würt er widerum ganz sanft und still und louft so lins (leise), dass in einer nit hören mag loufen, der glich znechst darbi stat, und flüsst also zwüschen zweien tiefen borten ingeschlossen hinunter bis zu der alten stat und dem Benediktiner Closter Rhinow mit einem wunderbarlichen seltsammen louf...

«Gemeiner Loblicher Eydgnoschaft Stetten Landen und Völkern Chronikwürdiger Thaaten Beschreibung gemehret vom 1548. Jar bis auf diss gegenwärtig 1586 von Johann Rudolf Stumpfen. Zürich 1586.

5. Buch, S. 159.

Under der statt Schaffhausen auf 3000 schritt als Glareanus in Caesarem rechnet, volget der erst und grösste wasserbruch oder fal des Rheyns Cataractae Rheni zu Teütsch der Lauffen genennt. Daselbst falt der Rheyn über ein hohen velsen hinab mit einem grausamen Gethön und Rauschen wunderbarlich zessähen. Da mag kein schiff hinauf kommen auch keins hinab man wölte es dann verschätzen: dahär Schiffhausen obgeschriben entstanden ist. Ein wunder ists dass dises ort weder von Plinio nach Tacito (die sich doch Germaniam gesehen zuhaben berümend) niendert nach seiner art und notturfft beschrieben ist...

Topographia Helvetiae, Rhaetiae & Valesiae, Das ist Beschreibung & eigentliche Abbildung der vornembsten Stätte & Plätz in der hochlöblichen Eydgenossenschaft. In Truck gegeben & verlegt durch Matthaeum Merian. Basel 1642.

Scaphusa, das ist Schifhausen...

Dann nahend der Statt/ so theils uff 3000 Schritt/ teils ein viertheil Schweizerischer Meyl oder minder/ theils ohngefehr ein halbe Stund wegs davon/ rechnen/ an einem Orth im Lauffen genannt/ der gantze Rhein eng zusammen gezogen wird/ & mit ungestümmen Rauschen/ & Getöse/ etlich Klaffter hoch/ über Schroffen & Felsen herunder fället/ also dass weder Schiff/ noch Floss/ unzerbrochen herunder gebracht werden können...

Andreae, «Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben, in dem Jare 1763». Zürich & Winterthur, 1776. Zweiter Abdruck.

9. Brief.

...Ich bin...noch ganz vol von dem Anblikke, den ich vor ein Paar Stunden gehabt habe, und den ich Ihnen gern getreu abzeichnen und mit denselben lebhaften Farben vormahlen wolte, worin ich ihn gesehen. Aber wo finde ich genug starke Worte, die der Grösse des Gegenstandes angemessen wären? Ich verzweifle ganz und gar daran, sie zu finden, dennoch kan ich ohnmöglich davon schweigen.

Ich habe den unterhalb dem Dorfe Neuhausen befindlichen grossen Fall des Rheins gesehen, den noch keine Feder würdig beschrieben, ob gleich schon manche zu schreiben versucht hat. O welch ein Anblik! zerstreute Haufen Felsen beengen hier auf einmal das Bette des schnellen Rheins, und zerteilen seine Fluten, welche sich nun mit Schaum überziehen. Es machen diese Felsen, unten an dem gegenüber liegenden Schlosse Laufen, eine schroffe Wand aus, die ich etwa auf 40 Fuss hoch schätze... Diese feste Wand wird von drei oder vier sonderbar gestalteten Felsen bethürmet, und zwischen solche stürzet sich, mit nur noch einigen spiegelnden grünen Wasserbächen durchschlängelt, der in fast lauter Schaum aufgelöste Strom mit einem entsetzlichen Gebrause in die Tiefe, aus der er plötzlich wieder in die Höhe siedet, und sprudelnde Wogen wirft, von denen ein Teil, zu Staub und Dunst gerieben, zu den Wolken hinauf eilt, daher denn diese ganze Gegend mit ewigem Regen und Nebel angefüllt ist. Eine fürwar fürchterlich schöne Szene, die aber, von der Zürichischen Seite... noch fürchterlicher und ganz grässlich wird... Hier, wo man Gelegenheit hat, den Wassersturz von unten und in der Nähe eines Schrittes zu beschauen, hier nimt im Gemüthe Erstaunen und Entsezen die Stelle der Bewunderung ein... Diese Stelle, auf dem Zürichischen Ufer will ich Ihnen empfehlen, um einst, wenn Sie hieher kommen solten, von ihr ab, den Wassersturz, der wol in unserm Weltteile nicht seines gleichen hat, zu beschauen... Es verdienete, ja es erforderte dieser prächtige Wasserfall aus zehn und mehr verschiedenen Gesichtspunkten abgezeichnet zu werden, und erst aus diesen allen zusammen genommen würde sich ein Abwesender endlich eine richtige, obgleich noch immer sehr matte Vorstellung von dieser, dass ich so sagen dürfe, der Almacht, die sie hervorbrachte, selbst würdigen Szene machen können...

William Cox, «Travels in Switzerland... in a series of letters». 3 Bände,
2. Ausgabe. London 1791.

1. Bd., 2. Brief.

Schaffhausen, den 22. Juli, 1776.

Heute morgen ritten wir... zu dem Rheinfall bei Lauffen.

In Lauffen... näherten wir uns dem Rande des Abgrundes, der den Rhein überhängt, schauten direkt hinunter auf den Cataract und sahen, wie der Fluss über die Seiten des Felsens fällt in erstaunlich heftigem Sturz. Von da stiegen wir weiter hinab, bis wir etwas unterhalb des oberen Flussbettes so nahe beim Fall standen, dass ich ihn fast hätte berühren können mit meiner Hand. Ein Gerüst ist da errichtet, das direkt in den Gischt dieses enormen Cataractes hineinreicht, von wo man den erhabensten Ausblick hat: Da ist das Meer von Schaum, das in die Tiefe eilt, die ständige Wolke von Gischt, die in grosser Entfernung und Höhe zerstäubt... Die Grossartigkeit der ganzen Szene hat meine höchsten Erwartungen weit übertroffen und ist nicht zu beschreiben. Ungefähr 100 Fuss entfernt erheben sich 2 Felsspitzen inmitten des Falles. Der erste ist durchlöchert durch die ständige Bewegung des Flusses, und das Wasser zwingt sich seitlich durch, mit unaussprechlicher Wut und dumpfem Getöse. Nachdem wir die schreckliche Erhabenheit dieser wundervollen Landschaft lange betrachtet hatten... setzten wir über den Fluss... auf die andere Seite.

Bis jetzt hatte ich den Cataract nur von der Seite gesehen. Aber jetzt, nach und nach, sahen wir ihn in seiner ganzen Breite, als ein ganz anderes Bild. Ich setzte mich am Ufer nieder und nahm mir Zeit, es zu betrachten. Rechts imponierend Schloss Lauffen, gebaut über dem Rande des Abgrundes, daneben eine Kirche, einige Hütten... Den Hintergrund bilden Felsen, bepflanzt mit Reben oder von Wald bewachsen, ganz oben ein schönes kleines Dörfchen, umgeben von Bäumen... Der grosse Wasserkörper scheint sich aus dem untern Teil dieser Felsen zu ergiessen... Den Fall trennen die oben erwähnten Felsspitzen in drei Teile... Die Farbe des Rheines ist wunderschön, klar meergrün. Die Farbtöne wechseln, wenn sie sich mit dem Weiss des Schaumes mischen... Eine andere angenehme Ansicht hat man von der linken Seite, wo ein Eisenwerk nahe dem Fluss ist... Einige Schreiber haben behauptet, dass der Rheinfall sich wie ein Tuch in einem einzigen Guss über den Felsen herabstürzte und das... von einer steilen Höhe von 100 Fuss. Früher mag solches wahr gewesen sein. Sehr wahrscheinlich war die Strecke zwischen beiden Ufern einst eine gerade Felsmauer, bedeutend höher als der jetzige Fall. Der Fluss hat wohl unvermerkt diese Teile, gegen die er sich mit der grössten Kraft warf, unterhöhlt. Einige alte Leute in der Stadt können sich noch erinnern, dass einst ein grosser Felsblock heruntergefallen sei, was das Aussehen des Falles stark verändert habe. Ich bin überzeugt, dass die Steilheit des Falles sich jedes Jahr vermindert, wegen der fortwährenden Reibung eines grossen und schnellen Wasserkörpers...

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, «Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien». Königsberg, 1794. 4 Bände.

1. Bd., S. 71–76.

...Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Knie und sie erblasste. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom — grauenvolles, doch seliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das Praesens Numen... Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als ginge die Herrlichkeit des Herrn an mir vorüber, als müsste ich hinsinken aufs Angesicht und ausrufen: «Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig.»

Joachim Heinrich Campe, «Aus einer Reise von Hamburg bis in die Schweiz im August 1785». (Neujahrsblatt der Hülfs gesellschaft Winterthur, herausgegeben zum Besten der hiesigen Waisenanstalt. Winterthur 1886.)

...Erst in Schaffhausen wurde uns der erhabene Anblick der Gletscher noch einmal gewährt. Darüber verlor ich aber auch vollends jedes Gefühl für jede kleinere Naturschönheit, woran die Lage dieser Stadt so reich ist... (Am Rheinfall.) ...Herrlich rief ich aus; sprang hurtig aus dem Wagen und weidete mir die Augen eine gute Weile an dem Naturgemälde, welches wirklich über die Massen gross und schön ist. Herrlich, sagte ich, fühlte aber in der Tat weder Herzklopfen noch Zittern der Glieder... Aus dem schäumenden, milchweissen Wasserberge, welcher am Fuss des Wasserfalles sich unablässig in die Höhe bäumt, sieht man Lachse hervorspringen, welche den pfeilschnellen Strom vergebens zu ersteigen bestreben. Der Wasserdonner ist hier so laut, dass man kaum sein eigenes Wort versteht. Herrlich... aber das Herz wollte immer noch nicht zerspringen; und wenn meine Wangen von Zeit zu Zeit benetzt wurden, so geschah es nicht von empfindsamen Tränen, sondern von dem Wasserastaube, der das Gerüst, auf dem wir standen, wie ein feiner Nebel benetzt. Woher kommt es, dass ich hier nicht dieselbe Rührung wie andere Reisende empfinde? Weil der Rhein hier wie ein junger Feuerkopf ist, ein Genie. Ich habe mich wohl manchmal daran ergetzt, aber ausser mir zu geraten darüber — das habe ich nie gekonnt...

John Ruskin, «Modern Painters», 2nd vol. (Section 5) «Of Truth». Chapter 2: «Of Water as Painted by the Moderns.»

Stehe für eine halbe Stunde bei dem Fall von Schaffhausen, auf der Nordseite, wo die Stromschnellen lang sind und sieh, wie das Wassergewölbe in reiner Geschwindigkeit ungebrochen über die Felsen oben am Cataract sich neigt und sie bedeckt mit einer Hülle von Kristallen, 20 Fuss dick. So geschwind geht das, dass überhaupt keine Bewegung sichtbar ist — ausser es fährt eine Gischt-Kugel von oben her darüber wie ein fallender Stern... Die Bäume, die daneben stehen, leuchten auf unter ihren Blättern, wenn die Kugel bricht, und im Schaum glüht es mit grünem Feuer, wie von unzähligen zerschmetterten Edelsteinen. Aus dem Fall sprüht es heraus wie eine Rakete, die im Winde zerspritzt, im Staub verweht, und die Luft mit Licht füllt...

Durch das Sprudeln des ruhelosen, lärmenden Abgrundes zeigt sich das Blau des Wassers... reiner als der Himmel durch weisse Wolken...

Ich glaube, wenn du eine halbe Stunde da zugebracht hast, wird dir klar, dass die Natur mehr zu geben hat, als ein Ruysdal. Wahrscheinlich kannst du an die vergänglichen Werke von Menschenhand überhaupt nicht denken. Doch wenn du später an diese Szene zurücksinnst und sie mit einem Kunstwerk vergleichen musst, dann solltest du dich erinnern an Nesfield.

Wilhelm Heinse, «Der Rheinfall bei Schaffhausen». Sämtliche Werke.
Herausgegeben von Carl Schüdekopf, Leipzig 1909. Band 7, S. 22–26.

Neuhausen bei Schaffhausen, den 14. August 1780.

Der Rhein bei Schaffhausen tut einen solchen Schuss in die Tiefe, dass er das Laufen vergisst und sich besinnt, ob er Dunst werden, oder Wasser bleiben will. Wenn man ihn zum ersten erblickt: so sieht man lauter Dunststaub wie Silberrauch in der Luft... Es ist eine erschreckliche Gewalt, und man erstaunt, wie die Felsen dagegen aushalten können. Das Wasser scheint von der heftigen Bewegung zu Feuer zu werden und raucht...

Nachmittags.

Es ist der ungeheuerste Krieg der Riesenkräfte der Natur gegen einander... Man steht wie mitten in der Schlacht; nur ist der Eindruck weit grösser, als er bei einem menschlichen Gewürge sein kann... Auch das bestgemalte Bild von ihm wird immer tot bleiben. Die Heftigkeit der Bewegung gibt ihm das Leben, welches warm und kalt ans Herz greift... Es ist die allerhöchste Stärke, der wütendste Sturm des grössten Lebens, das menschliche Sinnen fassen können... Der Perlenstaub, der überall wie von einem grossen wütenden Feuer herum dampft und wie von einem Wirbelwind herumgejagt wird und allen den grossen Massen einen Schatten erteilt oder sie gewitterwolkicht macht, bildet ein so fürchterliches Ganzes mit dem Flug und Schuss und Drang... dass alle Tiziane, Rubense und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen! Heilig! heilig! heilig! brüllt es in Mark und Gebein...

Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werkstatt der Schöpfung mich befände... Es ist der Rheinstrom, und man steht davor, wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, dass sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, dass der Sinn ihr nicht nach kann und die Empfindung immer neu bleibt und ewig schauervoll und entzückend...

Johannes von Müller.

Im handschriftlichen Nachlass Joh. v. Müllers, in der Stadtbibliothek in Schaffhausen, befindet sich ein Fragment einer Reisebeschreibung durch die Schweiz, enthaltend Kap. 20–27. Eine Notiz fügt bei «vielleicht aus dem Jahre 1787». Veröffentlicht im Bodenseebuch 1936, von Otto Weiner.

...Bald aber erzwingt sich der Rhein eine Strasse zwischen unzähligen Klippen, und endlich stürzt der ganze Strom von Felsen herab. Man sieht ihn majestatisch daherwallen auf einem ebenen Grund, plötzlich sind seine Wasser in einen Abgrund gerissen, seine Wellen gebrochen, durch tiefe Felsen aufgelöst in Schaum, durch die Sonne gefärbt, und in der stillen Nacht verkündet ein tiefes Brausen dem umliegenden Land meilenweit diesen Fall; er erschüttert den benachbarten Felsen mit dem Schloss Lauffen; mitten in dem Catarakte erheben sich zwei Felsen, vielleicht Bilder der Bundesrepublik, welche ruhig ist mitten unter den Bewegungen der Nationen. Tausend Waldwasser der Alpen lösen sich in ihrem Fall in Dampf und Staub auf: Wann einer der grössten europäischen Ströme, schon tief und vierthalb Schuh breit, durch seine majestätischen Catarakte unsren Sinn betäubt und unsren Geist bewegt und wann wir die Ueberbleibsel des Weltmeers in den Bergen von Schaffhausen bedenken, und in der Entfernung, aus den Gipfeln der Alpen das ewige Eis glänzen sehen, werden wir überzeugt, dass nichts gross ist, als die Natur, und fühlen den Adel der Natur des Menschen, und dann fürchten wir niemand.

Joh. Wolfgang Goethe, «Aus einer Reise in die Schweiz... im Jahre 1797».

Goethes Werke, Jubiläums-Ausgabe, 1932, Bd. 2, S. 94—101.

Schaffhausen und der Rheinfall:

...Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzuteilen, und von keinem fixiert, noch weniger erschöpft werden...

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen. Teile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen... Schnelle Wellenlocken, Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel. Der Vers legitimiert sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt...

Erregte Ideen. Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft... Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheuer muss uns immer wachsend erscheinen...

Das Meer gebiert ein Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müsste man sie so darstellen...

...Der Rhein von vorne, wo er fasslich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schon schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannigfaltigkeit in seiner Breite... Ueber dem Sturz die schöne Felswand... rechts das Schloss Laufen. Ich stand so, dass das Schlösschen Wörth und der Damm, der von ihm ausgeht, den linken Vordergrund machten... eine grosse herrliche, aber fassliche, in allen Teilen interessante, aber begreifliche Naturszene...

...näher an ihn heran... man fühlt wohl, dass man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann... indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleichblieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermass zu erliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe...